

Leseprobe aus:
René Freund
Niemand weiß, wie spät es ist



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2016





René Freund
Niemand weiß,
wie spät es ist

Roman

Deuticke

Mit freundlicher Unterstützung der Kulturabteilung
der Stadt Wien und des Landes Oberösterreich.

1 2 3 4 5 20 19 18 17 16

ISBN 978-3-552-06326-6

Alle Rechte vorbehalten

© Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2016

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

Für Babu

Teil I

Paris

Wellenartig entfaltete sich die Wärme in ihrem Schoß, breitete sich aus, die Beine entlang und in den Bauch hinauf. Nora empfand die Heftigkeit der Glut als unheimlich, aber sie hielt still.

Der Taxifahrer fuhr abrupt an, beschleunigte fünfzehn Meter lang auf Hochtouren und bremste ab wie ein Irrer.

»Doucement, s'il vous plaît«, sagte Nora.

Der Fahrer sah missmutig in den Rückspiegel. Ein typischer Pariser Taxifahrer, selbst in seiner Unfreundlichkeit unverbindlich, dachte Nora und sah der Seine beim Fließen zu, scheinbar das Einzige, was sich bewegte im Verkehrsstillstand des Freitagnachmittags. Es regnete in Strömen.

»Was haben Sie gesagt?«, fragte Bernhard.

»Dass er nicht so wild fahren soll«, antwortete Nora.

»Das bringt auch überhaupt nichts«, sagte Bernhard. »Sagen Sie ihm, der Benzinverbrauch steigt um etwa sechzig Prozent, und der sinnlose Verschleiß der Bremsen verringert deren Lebensdauer um bis zu hundert Prozent.«

Nora ignorierte ihn und sah wie ein trotziges Kleinkind zum Fenster hinaus.

Die Hitze in ihrem Schoß wurde unerträglich.

»Hier, nehmen Sie«, sagte Nora plötzlich.

»Ich würde es vorziehen, wenn er hier zwischen uns säße«, sagte Bernhard. »Sie wissen, dass eine Überhitzung des Genitalbereichs bei Männern zu Unfruchtbarkeit führen kann.«

Nora überlegte eine schnelle Antwort, aber zu Genitalbereich und Unfruchtbarkeit fiel ihr in diesem Augenblick nichts Schlagfertiges ein. Erst jetzt wurde ihr so richtig bewusst, dass sie sich mit diesem Typ auf eine Reise begeben musste! Eine Reise, die mehrere Tage, wenn nicht Wochen dauern würde. Es war so unfassbar!

»Was haben Sie da?«, fragte der Taxifahrer streng. Ein typischer Pariser Taxifahrer, dachte Nora, paranoid bis dort-hinaus.

»Das ist eine Urne«, sagte Nora. »Die Urne mit der Asche meines Vaters.«

»Ganz frisch?« Jetzt war der Taxifahrer besorgt.

»So frisch, wie Asche sein kann«, antwortete Nora. »Sie müssen es doch wissen, Sie haben uns beim Père Lachaise mitgenommen.«

»Sie kamen direkt aus dem Krematorium?«

»Jedenfalls mein Vater. Aber keine Sorge, wir machen keine Brandlöcher in Ihre Sitze.«

»Mein Beileid«, sagte der Taxifahrer. Ein typischer Pariser Taxifahrer, dachte Nora, weiches Herz unter der rauhen Schale. Und sicher kommt jetzt noch ein Witz, denn der typische Pariser Taxifahrer hat auch Humor.

»Muss ein heißer Typ gewesen sein, Ihr Vater«, sagte der Taxifahrer.

»Kann man so sagen«, murmelte Nora, und einen Augenblick lang glaubte sie, die Wassertropfen, die über die Spiegelung ihres Gesichts die Scheibe hinabliefen, wären ihre Tränen.

Tags zuvor hatte das ganze Schlamassel begonnen. Nora wusste, wenn der Wecker schon vor sieben Uhr schrillt, ist das selten ein gutes Zeichen. Sie hatte einen merkwürdigen Termin vor sich. Und das am anderen Ende der Stadt. Genau genommen schrillte ihr Wecker nicht, sondern das Handy meldete sich mit einem Harfenton. Den hatte sie eingestellt, weil es der sanfteste Klingelton war, doch sie hatte ihn im Laufe der Zeit zu hassen gelernt. Der Kaffee und die Dusche halfen nicht viel. Schlaftrunken wankte sie durch das Labyrinth der U-Bahn-Schächte.

Im prunkvollen Eingangsbereich des Stadtpalais kam sich Nora winzig und hilflos vor. Sie drehte sich erschrocken um, als der Portier sie ansprach.

»Madame, Sie wünschen?« Der Hüter der Himmelsforte sah auf sie herab. Gottes Leibwächter. Sie stammelte einen etwas konfusen Satz, in dem der Name Maître Didier vorkam. Neun Uhr, das war definitiv nicht ihre Zeit. Immerhin, sie war pünktlich.

Notare gehören in Frankreich zur obersten Kaste anbetungswürdiger Halbgottheiten, das wusste Nora. Sie lebte ja nun schon lange genug in Paris. Charles Didier residierte in der Rue du Faubourg Saint-Honoré, einen Steinwurf vom Élysée-Palast entfernt, was die Wichtigkeit seiner Person noch zusätzlich unterstrich. Das hier war nicht Noras Paris. Sie hauste in einem winzigen Appartement im zweiten Arrondissement, einem Viertel, das mit seinen verwinkelten Straßen und charmanten, kleinen Läden wie ein Dorf wirkte, jedenfalls im Vergleich zum Prunk im Zentrum der Macht.

Sie folgte dem roten Teppich auf der von Handläufen aus Messing gesäumten Marmorstiege. Die Vorzimmerdame geleitete sie in ein Wartezimmer. Nora setzte sich auf einen der Fauteuils, die wohl nicht nur im Stil Ludwig des Sechzehnten gefertigt waren, sondern tatsächlich aus dem 18. Jahrhundert stammten. Dieses Wartezimmer war fast so groß wie Noras Wohnung. Sie fühlte sich elend.

Nach wenigen Minuten kam ein Mann bei der Tür herein. Er trug eine schwarze Lederjacke über dem offenen blauen Hemd.

»Hallo, meine Kleine«, sagte er. »Mon Dieu, sind Sie groß geworden!«

Nora stand auf und schüttelte artig die Hand, die ihr hingestreckt wurde. Das konnte doch kein Notar sein! Gut, das Hemd war wohl von Yves Saint Laurent und die Lederjacke von Prada, aber ...

»Verzeihen Sie, Mademoiselle, ich bin Charles Didier ...«

»Bonjour, Maître!«

»Lassen Sie den Maître getrost weg. Nennen Sie mich Charles!«

Er geleitete sie in das Besprechungszimmer. Dieses war definitiv größer als ihre Wohnung.

»Nora«, sagte der Notar, wobei er ihren Namen in französischer Manier nicht auf dem O, sondern auf dem A betonte, »ich möchte Ihnen zuerst mein Beileid aussprechen. Und zwar wirklich von Herzen. Wissen Sie, als Sie und Ihr Vater nach Paris kamen, hat Ihr Vater den Kauf der Wohnung im sechzehnten Arrondissement über mich abgewickelt. Wann war das? Neunzehnhundert...«

»Vierundachtzig«, sagte Nora.

»Das war damals einer meiner ersten schönen Aufträge.

Er hat mir Glück gebracht. Die Kanzlei ist gediehen und gewachsen. Sie werden sich nicht an mich erinnern. Sie waren ein kleines Mädchen.«

»Ich war vier, Maître.«

»Charles. Sagen Sie bitte Charles zu mir. Seitdem war ich mit Ihrem Vater immer wieder in Kontakt. Sie wissen ja, beruflich hat er manchmal einen juristischen Rat gebraucht. Er war ein feiner Mensch. Ein Mann von Welt. Ein-, zweimal im Jahr haben wir im Bistro unten gemeinsam zu Mittag gegessen. Nun ja, und vor ein paar Monaten hat Ihr Vater mit meiner bescheidenen Unterstützung sein Testament verfasst.«

»Das habe ich den Unterlagen entnommen«, sagte Nora.
»Ehrlich gesagt hat mich das gewundert. Immerhin, ich bin das einzige Kind.«

Der Notar nickte nachdenklich. Da schoss es Nora plötzlich durch den Kopf – was, wenn ich nicht das einzige Kind bin? Vielleicht hat mein Vater noch andere Kinder? Vielleicht habe ich Dutzende Geschwister! Was heißt Dutzende, eines reicht ja schon! Vielleicht hat er seine Wohnung dem Tierschutzverein vererbt? Obwohl, gerade das würde ihm nicht ähnlich sehen. Für Tiere hatte er eigentlich nur in gekochtem Zustand etwas übriggehabt, und zu boshafter Originalität hatte er auch nicht geneigt.

»Wissen Sie, es schadet nie, ein ordentliches Testament zu machen. Aber Ihr Herr Vater war doch nicht krank, oder?«, wollte Maître Didier wissen.

»Eigentlich nicht. Er ist in der Früh auf dem Weg zu seinem Zeitungskiosk tot umgefallen. Herzversagen.«

»O Nora, es tut mir so leid ...«

»Er war fünfundsiebzig, immerhin.« Wie schon in den

letzten Tagen hatte Nora den Eindruck, dass sie die anderen trösten musste, nicht umgekehrt. Sie schaffte das auch ganz gut, denn es ermöglichte ihr, die eigene Trauer zu verstecken. Darin war sie ohnehin geübt. Nora weinte nie. Nora konnte nicht weinen.

»Wollen Sie etwas trinken, Mademoiselle Nora? Einen Kaffee?«

»Ein Glas Wasser, bitte.«

Der Notar nahm sein Telefon zur Hand: »De l'eau, s'il vous plaît.«

Wenig später kam die Vorzimmerdame herein, ein Tablett mit einer altmodischen Karaffe und zwei Gläsern balancierend. Sie stellte es auf dem Tisch ab.

»Ist Herr Strumpfenkrautdings schon da?«, fragte der Notar.

Die Sekretärin lächelte: »Oui, Monsieur.«

»Dann führen Sie ihn doch bitte herein.«

Zwar hätte Nora gerne gewusst, ob es sich bei Herrn Strumpfenkrautdings womöglich um den Überraschungs-Universalerben handelte, doch die Höflichkeit verbot es ihr, nachzufragen. Und doch, eines wollte sie wissen: »Warum haben Sie mir gesagt, ich solle mir eine Zeitlang freinehmen?«

»Nun, ja, das ist so eine Sache ... Ich hoffe, es ist Ihnen gelungen, Ihren Terminkalender freizuschaukeln?«

»Ja«, antwortete Nora, »ich konnte das einrichten.« Sie errötete ein wenig, weil sie verschwieg, wie leicht es ihr gefallen war, das einzurichten.

»Und die Einäscherung hat stattgefunden?«, fragte Maître Didier.

»Morgen Vormittag.«

»Morgen erst?« Seine Stirn legte sich kurz in Falten. »Nun ja, das sollte dennoch kein Problem sein.«

Nora verstand gar nichts, aber es war nicht ihre Art, ungeduldig zu werden. Leider, dachte sie oft. Die Leute haben mehr Ungeduld verdient.

3

Nora war von der Arbeit der letzten Tage müde: Freunde, die spärlichen Verwandten, Behörden, Banken und Versicherungen mussten informiert werden. In der Wohnung ihres Vaters hatte sie die nötigsten Arbeiten verrichtet, die Papiere gesucht und die Post umleiten lassen. Zu mehr wäre sie nicht in der Lage gewesen, ohne in ein schwarzes Loch zu fallen. Schränke, Bücher, die Küche, der Schreibtisch mussten auf später warten.

»Bitte, meine Liebe, nehmen Sie Platz. Wissen Sie, eine Testamentseröffnung ist kein Staatsakt, das ist im Prinzip eine sehr einfache Sache. Und ich kann Ihnen jetzt schon versichern, dass es im Falle dieser Verlassenschaft im Grunde keine Komplikationen gibt. Nun ja, vielleicht gibt es da eine nicht ganz alltägliche ... wie soll ich sagen ... Besonderheit? Kuriosum wäre zu viel gesagt. Nein, es ist eher so etwas wie eine Eigenheit.«

Die Sekretärin kam mit einem jungen Mann herein. Er trug das Haar brav gescheitelt. Anzug und Krawatte saßen zwar recht gut, strahlten aber ganz im Gegensatz zur Kleidung des Notars die Billigkeit konfektionierter Massenware aus.

»Bonjour!«, rief der junge Mann. Nora staunte, wie viel

grauenhafter teutonischer Akzent in einem einzigen Wort stecken konnte.

»Maître«, flüsterte die Sekretärin dem jungen Mann zu.

»Maître?«, wiederholte er ratlos. Da war der Maître schon aufgestanden und hatte dem jungen Mann die Hand geschüttelt. »Gutän Dag«, sagte er freundlich. Warum, dachte Nora, klingt »Guten Tag« mit französischem Akzent so charmant und »Ponschur« mit deutschem so schrecklich?

»Darf ich vorstellen«, sagte Maître Didier, »das ist Monsieur ...«

»Petrovits«, sprang die Sekretärin ihm zur Seite. Es klang wie Bädrowiss.

»Nun ja ...«

Maître Didier lächelte bedauernd. Franzosen nehmen zwar freiwillig Käse im fortgeschrittenen Verwesungszustand, Frösche und Schnecken in den Mund, nicht aber einen Namen wie Petrovits.

»Monsieur ist ein Kollege von Maître Didier aus Wien«, erklärte die Sekretärin.

Nora reichte ihm die Hand. Der junge Mann verneigte sich steif und deutete einen Handkuss an. »Magister Bernhard Petrovits. Es ist mir eine Ehre, gnädige Frau«, sagte er. Nora war überzeugt, im Laufe der Jahre so ziemlich jede Art des Kusses kennengelernt zu haben. Aber einen Handkuss hatte sie noch nie erlitten.

»Bitte nehmen Sie Platz«, sagte der Notar, »wir schreiten nun zur Testamentseröffnung. Anwesend sind außer meiner Wenigkeit Mademoiselle Nora Weilheim und als Zeugen le cher collègue de Vienne und Sie, Madame Catherine Lachaud, die ich bitte, das Protokoll zu führen. Die Anwesenheit von zwei Zeugen ist hiermit gewährleistet.«

Er wartete, bis die Sekretärin die Namen notiert hatte. Dann nahm er einen versiegelten Umschlag zur Hand und zeigte ihn beiläufig der Runde.

»Nun, ich breche somit das Siegel. Der Umschlag enthält, wie Sie sich überzeugen können, den letzten Willen des Herrn Klaus Weilheim, geboren 1940 in Bad Godesberg, Stadt Bonn, und, wie wir wissen, und wie die hier anwesende Frau Nora Weilheim, laut Geburtsurkunde Tochter des Erblassers, anhand der von ihr eingebrachten Sterbeurkunde der Mairie de Paris, Acte de décès numéro 2650 vom 7. April 2015, bestätigen kann, am 5. April 2015 um 9.30 Uhr in 47, Avenue Théophile Gautier, Paris 16ème, verstorben.«

Bravo, dachte Nora, diesen Satz haut mir jeder Chefredakteur so oft um die Ohren, bis mindestens fünf Sätze daraus geworden sind.

Der Notar sah besorgt auf: »Cher collègue de Vienne, können Sie den Ausführungen überhaupt folgen?«

»Falls es Probleme gibt, Maître, werde ich ihm beistehen«, sagte Nora. »Ich denke«, wandte sie sich an den jungen Mann, »Sie haben verstanden, dass nicht ich am 5. April verstorben bin, sondern mein Vater. Sein Testament wird nun verlesen.«

»Danke, gnädige Frau«, sagte Magister Petrovits.

»Ich«, fuhr der Notar fort, »also ich, Herr Klaus Weilheim, geboren 1940 in Bad Godesberg, Stadt Bonn, verwitwet, wohnhaft in 75016 Paris, 4, Avenue de l'Abbé Roussel, erenne zu meiner Erbin meine Tochter Frau Nora Weilheim, geboren am 18. März 1980, wohnhaft in 75002 Paris, 23, Rue de La Michodière.«

Na eben, dachte Nora. Man kann nicht sagen, dass sie erleichtert war, sie hatte sich eigentlich nichts anderes erwar-

tet. Sie hatte an so etwas wie »Testament« oder »Erbe« gar keinen Gedanken verschwendet. Es folgte eine Aufzählung von Wertgegenständen sowie einzelner Bilder von Maurice Utrillo oder von Max Ernst, auf die Klaus so stolz gewesen war, die aber sicher nicht so viel wert waren, wie er immer geglaubt hatte. Es gab ein Wertpapierdepot mit etwa achtzigtausend Euro – und die Wohnung im sechzehnten Arrondissement. Dort war Nora aufgewachsen, dort war »ihre« Gegend, dort würde sie wohl hinziehen – und auf einen Schlag dreimal so viel Platz haben. Sie war ihrem Vater sehr dankbar, dass er diese Wohnung einst gekauft hatte, denn die Miete hätte sich Nora nicht einmal im Traum leisten können. Danke, Klaus.

Nun also, das war's dann wohl. Oder gab es da nicht noch eine Kleinigkeit? Besonderheit ... Kuriosum ... Eigenheit?

»Hören Sie mich, Mademoiselle?«

»Jaja, natürlich.«

Maître Didier fuhr mit der Verlesung fort: »Das Erbe kann erst dann angetreten werden, wenn die Alleinerbin meinen letzten Willen erfüllt hat: Frau Nora Weilheim soll die Urne mit meinen sterblichen Überresten von Paris über Wien an einen von mir zu bestimmenden Ort in Österreich transportieren, wo meine Asche ihre letzte Ruhe finden wird. Ein Teil der Reise soll ausschließlich zu Fuß erfolgen, und zwar unter notarieller Aufsicht. Die Etappenziele werden von Maître Charles Didier jeweils am Vortag telefonisch oder per Mail durchgegeben.«

Die restlichen, eher floskelhaften Formulierungen hörte Nora nicht mehr richtig. In ihrem Kopf focht sie einen immer heftiger werdenden Streit mit ihrem Vater aus: Wieso hatte er ihr das angetan? Er wusste, dass sie nicht gerne in

Österreich war. Er wusste, dass sie nicht gerne wanderte! Und überhaupt, was sollte das mit der notariellen Aufsicht? Hatte es nicht einmal so etwas wie Vertrauen zwischen ihnen gegeben?

4

»Mademoiselle?«

»Ja?«

»Ich habe gefragt, ob Sie das Erbe annehmen wollen.«

»Charles ... darf ich Sie einen Augenblick allein sprechen?«

»Aber bitte, sehr gerne. Madame Lachaud, wollen Sie unserem Gast inzwischen eine Tasse Kaffee anbieten?«

Madame Lachaud deutete dem etwas verwirrt wirkenden Gast aus Österreich, ihr zu folgen. Kaum war die schwere Tür hinter ihnen zugefallen, platzte es aus Nora heraus: »Was ist meinem Vater da eingefallen? Ich kann es einfach nicht fassen! Und ehrlich, ich finde das auch irgendwie ... unwürdig. Kann ich gegen so ein Testament nicht Protest einlegen?«

»Mademoiselle, ich kann Ihre momentane Verwirrung verstehen, aber glauben Sie mir: Sie können das Testament nicht anfechten. Jedenfalls nicht erfolgreich. Ich habe es formuliert. Es ist juristisch einwandfrei.«

»Juristisch, juristisch ... Ich finde, es ist eine Beleidigung.«

»Sie können das auch gerne im Gesetzestext nachlesen. Die Bindung einer Erbschaft an Bedingungen und Auflagen ist nichts Außergewöhnliches.«

»Und was heißt unter notarieller Aufsicht? Gehen Sie jetzt mit mir wandern, mit der Urne im Rucksack?«

»Aber nein. Meine Aufgabe ist es, die Wanderung sozu-

sagen von hier aus zu leiten. Ich habe von Ihrem Herrn Vater sehr genaue Direktiven dazu bekommen. Zur notariellen Aufsicht habe ich Ihnen unseren jungen Freund aus Wien beigelegt. Er ist Notariatskandidat und, wie man mir versichert hat, ein verlässlicher und angenehmer Zeitgenosse.«

»Was? Ich soll mit Strumpfenkrautdings wandern gehen?! Ich kenne den doch gar nicht!«

»Sie werden ihn kennenlernen.«

»Nein. Das werde ich nicht!«

»Wissen Sie, Sie könnten das Testament anfechten, wenn es etwas verlangen würde, das gegen das Gesetz oder gegen die guten Sitten verstößt, also etwa, wenn es verlangen würde, dass Sie Strumpfenkrautdings heiraten sollen.«

»Ha! Das fehlt noch! Dass ich Strumpfenkrautdings heirate!!«

»Mademoiselle, bitte nicht so laut. Davon ist ja keine Rede. Sie sollen einen Spaziergang mit ihm machen.«

»Spaziergang! Zu irgendeinem Ort in Österreich! Das ganze Land besteht doch nur aus Bergen und Wäldern! Ich werde das Testament nicht annehmen.«

»Nora, das ist Ihr gutes Recht. Aber ich gebe zu bedenken, achtzigtausend Euro, das ist nicht wenig Geld. Und die Wohnung ist zwar nicht riesig, aber Sie wissen, im Sechzehnten haben wir Quadratmeterpreise von zehntausend Euro und mehr. Sie werfen gerade eine Million weg.«

»Ich bin nicht käuflich. Wenn mein Vater versucht, mich zu einer Kokotte zu degradieren, sein Problem. Oder vielleicht Ihres. Ich konnte bis jetzt sehr gut ohne die Hilfe meines Vaters leben. Es wird mir auch weiterhin gelingen.«

»Ich bin ein Vermittler ohne Interessen und ohne Emotionen, Mademoiselle. Wenn Sie das Erbe ablehnen, müssen

Sie nur ein Blatt Papier unterschreiben, niemand wird Ihnen Vorwürfe machen. Im Gegenteil. Wenn ich nun doch eine Meinung äußern darf: Ich finde Ihre Haltung äußerst respektabel.«

»Danke. Wo darf ich unterschreiben?«

»Das entsprechende Formular müsste ich erst aufsetzen.«

»Ich bitte Sie darum.« Nora hatte Lust, sich jetzt eine Zigarette zu drehen. Zehn Uhr vormittags, höchste Zeit für die erste. »Dauert das lange?«

»Nein.«

»Gut. Dann bitte ich Sie, das vorzubereiten. Darf man hier irgendwo rauchen?«

»Sie können auch eine längere Bedenkzeit nehmen. Es gibt keine Eile. Vielleicht wollen Sie aber wissen, was mit dem Erbe im Falle Ihrer Nichtannahme geschieht.«

»Es wird wohl an den Staat fallen. Fragt sich nur, an welchen. Mein Vater wurde in Deutschland geboren, hatte eine österreichische Frau und seinen Hauptwohnsitz in Paris.«

»Für den Fall, dass Sie das Erbe nicht annehmen, habe ich hier ein weiteres, sozusagen sekundäres Testament.«

»Das beruhigt mich. Immerhin hat er damit gerechnet, dass ich nicht käuflich bin.«

»Das sozusagen zweite, nachrangige Testament setzt im Fall Ihres Verzichts die Firma Glixomed als Alleinerben ein.«

»Wen?«

»Glixomed.«

»Das ist doch dieser riesige Pharmakonzern?«

»Aus dem Erlös des Wohnungsverkaufs sollen der Firma Glixomed Versuchstiere für pharmazeutische Experimente zur Verfügung gestellt werden.«

»Das ist nicht Ihr Ernst.«

»Ich dürfte Ihnen das nicht sagen. Aber inoffiziell, unter uns: Es ist so.«

»Warum?«, fragte sie vollkommen fassungslos.

»Versuchstiere sind heutzutage sehr teuer, besonders Primaten wie Schimpansen und ...«

»Hören Sie auf! Hören Sie bitte auf!!«

»Ja, ich gebe Ihnen recht, es ist nicht schön, wie diese Tiere leiden müssen, und meiner Meinung nach oft völlig sinnlos, aber ...«

»Bitte hören Sie auf! Es gibt also zwei Möglichkeiten: Entweder ich wandere mit Sie-wissen-schon durch Österreich, eine Urne unter dem Arm ... oder Tiere werden gequält, und ich bin daran schuld?«

»Mademoiselle, Ihre analytische Art, die Dinge auf den Punkt zu bringen, gefällt mir.«

»Das ist doch reinste, böse Erpressung! Das widerspricht doch den guten Sitten!«

»Es mag so aussehen, aber rechtlich ist alles korrekt.«

»Wo darf ich rauchen?«

»Auf dem Balkon, Mademoiselle, wenn ich bitten darf.«

5

Der Notar führte Nora auf einen schmalen Balkon mit einem Geländer aus Schmiedeeisen. Für ihren Geschmack und vor allem für ihre ausgeprägte Höhenangst war der Balkon eindeutig zu schmal. Sie holte die Utensilien aus ihrer Jackentasche und drehte sich routiniert eine Zigarette aus Bio-Tabak, Bio-Filter und Bio-Papier. Sie sah auf die Kreuzung hinab, kurz nur, denn das war doch alles sehr tief unten, die

altmodische Litfaßsäule und, etwas höher und deshalb beruhigender, das frische, zarte Grün der Platanenblätter.

Warum, warum, warum? Warum hatte Klaus das gemacht? Sie hatte ihren Vater nie Vati oder Papa genannt, immer Klaus, schon als kleines Kind, aber jetzt dachte sie: Vater!! Wie muss ein Vater ticken, um seiner Tochter so etwas anzutun? »Mein kluges Mädchen«, hatte er immer zu ihr gesagt, und sie hatte es gehasst, denn für sie hatte es immer wie »dummes Mädchen« geklungen, aber vielleicht war sie da auch etwas überempfindlich gewesen. Egal, ihr Vater ließ sie nun wie ein dummes Mädchen aussehen.

Als sie ihren Zigarettenstummel in den kleinen, mit Regenwasser gefüllten Aschenbecher warf, ärgerte sie sich, dass sie nicht mit Genuss geraucht hatte. Wenn schon rauchen, hatte sie sich vorgenommen, dann bewusst! Und außerdem hatte sie nicht nachgedacht! Aber was gab es denn nachzudenken? Bilder von gequälten Schimpansen tauchten vor ihr auf. Dafür wollte sie bestimmt nicht verantwortlich sein. Da gab es nicht viel nachzudenken. Sie musste diese Reise einfach so schnell wie möglich hinter sich bringen.

Nora stürmte zurück in das Büro des Notars. Er sah sie an.

»Es bleibt mir ja nichts anderes übrig, ich mache es«, sagte Nora.

Scheinbar unbewegt nahm der Notar den Hörer zur Hand: »Madame Lachaud, bitte kommen Sie zur Unterfertigung des Nachlassaktes. Und nehmen Sie ... Monsieur mit.«

Als die Sekretärin mit Herrn Magister Bernhard Petrovits hereinkam, wechselten Nora und der Notar einen kurzen Blick. Sie versuchten beide, ein Schmunzeln zu unterdrücken, was ihnen nicht wirklich gelang. Nora musste ihre Vorurteile gegen Notare überdenken. Zumindest dieser hier

war ein guter Typ. Auch wenn sie ihm eigentlich grollen sollte, weil er ihrem Vater beim Verfassen dieses abstrusen Testaments geholfen hatte.

Maître Charles Didierklärte Magister Petrovits über seine Pflichten auf und bat anschließend alle Beteiligten, ihre Unterschrift auf das Papier zu setzen. Er informierte Nora, dass er auf Anweisung ihres Vaters dreitausend Euro für anfallende Spesen auf ihr Konto überwiesen habe.

»Nun«, sagte er abschließend, »dann wünsche ich Ihnen eine gute Reise. Und glauben Sie mir, ich weiß selbst nicht, wohin diese führt. Ich habe sieben Nachrichten, die ich erst nach und nach versenden darf. Der erste Weg führt Sie nach Wien. Madame Lachaud war so liebenswürdig, Ihnen zwei Flugtickets für morgen Abend zu organisieren. Ich hoffe, Sie können das einrichten, Mademoiselle Nora?«

»Morgen Abend schon?«

»Wir können auch noch umbuchen«, sagte Madame Lachaud.

»Ich werde es einrichten können«, sagte Nora eilig und dachte: Dann habe ich es wenigstens schnell hinter mir.

6

Draußen auf der Straße blieb sie mit Bernhard Petrovits stehen. Der junge Mann schien verlegen. Eigentlich sieht er ja nicht schlecht aus, dachte Nora, aber er wirkt so schrecklich brav.

»Und jetzt?«, fragte sie.

»Ich werde Sie auf allen Ihren Wegen begleiten«, antwortete Bernhard.

Gott soll abhüten, dachte sie mit einer Floskel, die ihr Vater gerne verwendet hatte, obwohl er kein bisschen religiös gewesen war.

»Das wäre wohl sehr langweilig für Sie. Ich muss einige Mails beantworten, meine Katze zu einer Freundin bringen und packen. Haben Sie eine Ahnung, wie lange wir unterwegs sein werden?«

»Nein, ich weiß es nicht. Aber was das Packen betrifft, kann ich Ihnen einige Tipps geben.«

»Danke, das schaffe ich schon. Ich bin ein großes Mädchen und bis jetzt ohne notarielle Aufsicht durchs Leben gekommen.«

»Gut, gnädige Frau.«

»Das möchte ich Sie aber bitten ... Ich bin zwar schon ein großes Mädchen, aber noch keine gnädige Frau. Wenn Sie gnädige Frau sagen, sehe ich mich mit Pelzhut und Perlenkette in der Oper sitzen.«

»Wie Sie wünschen.«

»In welchem Hotel wohnen Sie, Herr Magister?«

»Ihrerseits können Sie gerne meinen akademischen Titel weglassen.«

»Gerne. Wissen Sie, hier in Frankreich pfeift man darauf, sieht man vielleicht vom ehrwürdigen Maître ab.«

»Ich wohne im Hotel Jasmin in der Nähe von Radio France. Die U-Bahn-Linie 10, Station Mirabeau, befindet sich in der Nähe.«

»Sehr gut«, sagte Nora, »das ist gleich bei der Wohnung meines Vaters. Bevor ich verreise, sollte ich den Kühlschrank leerräumen. Wenn Sie wollen, könnten Sie mir dabei helfen.«

»Gerne.«

»Ich hole Sie gegen vier Uhr ab, ist Ihnen das recht?«

»Sechzehnhundert«, bestätigte Bernhard.

»Bis dann!«, rief Nora und suchte das Weite. »Sechzehnhundert«, hallte es in ihrem Kopf wider. Und: »Die U-Bahn-Linie 10, Station Mirabeau, befindet sich in der Nähe.« Das klang so, als hätte der Typ einen Stadtplan auswendig gelernt! Wahrscheinlich hatte er das auch. »Ihrerseits können Sie gerne meinen akademischen Titel weglassen.«

O ja, dachte Nora, da liegt wohl eine ganz tolle Zeit vor mir ...

7

Auf dem Weg zu ihrer winzigen Wohnung kaufte sich Nora zwei Pains au chocolat und verschlang sie im Gehen. Die Lust währte allerdings nur so lange wie der Akt des Verschlingens. Danach spürte sie einen Klumpen im Magen und schwor sich, nächstes Mal bei Monsieur Chen Kanton-Gemüse-Reis mit Stäbchen zu essen und dazu grünen Tee zu trinken. Hätte Nora ihren Vorsatz, bei Monsieur Chen Kanton-Gemüse-Reis mit Stäbchen zu essen und dazu grünen Tee zu trinken, auch nur annähernd so oft in die Tat umgesetzt, wie sie ihn gefasst hatte, Monsieur Chen wäre heute ein wohlhabender Mann.

Weil es aber auch schon egal war, trank sie in ihrem Stammcafé einen gewaltigen Café au lait, im Freien, denn da konnte sie rauchen. Ivan setzte sich zu ihr. Ihm gehörte die kleine russische Buchhandlung gegenüber.

»Ich hab gehört von deinem Vater, tut mir echt leid, Nora.«

»Immerhin, er war fünfundsiebzig.«

»Ist doch egal, wie alt er war. Eltern zu verlieren heißt, ein Stück Heimat zu verlieren.«

Für Sätze wie diesen liebte sie Ivan, den kraushaarigen jungen Literaturnarren mit seinem Hipster-Bart, den er schon getragen hatte, als noch kein Mensch wusste, was ein Hipster ist. Dann setzte sich Catherine dazu, die Krankenschwester, die um die Ecke wohnte. Sie versorgte den ganzen Häuserblock mit medizinischen Ratschlägen, sah mal vorbei, wenn jemand Fieber hatte, und verabreichte manchmal auch Spritzen oder Infusionen. Catherine liebte Ivans brachiale Flirtversuche. Sie lachte schrill und laut, wenn dieser riesige Kerl über Schmerzen an allen möglichen und unmöglichen Körperstellen klagte und eine eingehende Untersuchung forderte. Catherines Heiterkeit war ansteckend. Weil es so lustig war, gesellte sich auch Nicolas zu der Runde, später kamen noch Clothilde und Eric. Irgendwann holte Ivan eine Flasche Wodka aus seinem Laden, was Pierrot, dem das Café gehörte, gerne tolerierte, weil er erstens wusste, dass keiner von diesen Leuten Geld hatte, und weil zweitens nach dem Wodka erfahrungsgemäß noch das eine oder andere Glas Bier oder Wein getrunken wurde. Wodka zu Mittag, so hatte ihn die Erfahrung gelehrt, sorgte für eine gute Abendkassa.